

Arezu Weitholz

WENN DIE NACHT
AM STILLSTEN IST

Roman

Verlag Antje Kunstmann

Für Jan

DIE NACHT

Am Ende geht es um den Moment. Wie das Mondlicht durch die Ritze der Jalousie auf den Parkettfußboden fällt. Wie das Auto unten vorbeifährt. Wie still es wieder wird. Du atmest. Ich sitze an deinem Bett. Ich trage die Farbe, die dir an mir so gut gefällt, das mittelgraue Anthrazit.

Ich könnte Musik anmachen, ich könnte gehen. Meinen Mantel anziehen, raus, nach Hause, ein paar Stunden nicht an dich denken, einschlafen und dann morgen anrufen und sehen, ob du die Kurve gekriegt hast. Auch jetzt wäre es nur ein Telefonat – du musst es nur sagen, dann rufe ich einen Notarzt. Aber darüber haben wir nie gesprochen. Notfälle kamen in deiner Welt nie vor.

Die Lichtstreifen auf dem Boden sehen aus wie leere Notenblätter. In der Küche summt der Kühlschrank. Über deinem Bett hängt das Bild von Arvo Pärt, in seiner Musik ist es auch oft so leise und aufgeräumt wie hier. Einmal hab ich dich erwischt, wie du auf einem Fensterputztuch im Wohnzimmer herumgerutscht bist, um den gewischten Boden nicht wieder schmutzig zu machen. Du hast niedlich ausgesehen, wie eine kreuzlahme Ente. Und ich musste an Mama denken, von der ich dir nie erzählt habe. Sie hatte früher vom vielen Marmorfußbodenpolieren kleine Hornknubbel an den Knien, die man durch ihre Nylons sah. Ich könnte

dir von den Haldol-Patienten erzählen, die wie Zombies durch schmutzige Aufenthaltsräume schlurften, in denen immer der Fernseher lief – ohne Ton. Ich könnte dir vom Neonlicht erzählen. Vom Staub auf den Büchern und den lila Veilchen in den Beeten im Park vor der Klinik. Von Mamas leerem Gesicht. Von ihrem geblühten Nachthemd. Sie war mit dicken, grauen Schlaufen ans Bett gebunden. Eine Geschlossene käme für dich nicht in Frage. Das würdest du mir nie verzeihen. Du würdest wahnsinnig werden.

Mama hat die Sache mit Papa nicht verkraftet, und die Sache mit Papa habe ich dir nie erzählt, weil es dich immer so aufgeregt hat, wenn etwas nicht perfekt war, nicht fröhlich, nicht heiter oder leicht.

Deine Stirn glänzt, deine Hand ist klamm. Ich zähle die Schläge unter deiner Haut. Eins, zwei, drei. Leider weiß ich nicht, wie man den Puls misst.

Ich bekomme Angst, wenn einer was fühlt, hast du einmal gesagt. Und doch waren sie immer hier, die Gefühle, wie herrenlose Hunde sind sie uns nachgelaufen, aber du sagtest: Man muss sachlich sein, sonst ist man wie ein Tier. Traurig sahst du aus, als du meintest, du bräuchtest deine Befreiungsschläge, so nennst du es, wenn du jemandem etwas Gemeines sagst. Zum Teufel mit deiner Bildung. Zur Hölle mit deinem Heraklit! Krieg ist der Vater aller Dinge?

Du liegst hier und atmest. Das ist Kämpfen? In deiner Welt kämpfen die Leute um Anerkennung, um Positionen, um Macht. Deine Waffen sind dein Verstand und die Schwächen der anderen. Das ist kein Kämpfen, das ist ein Kindergarten. Kämpfen ist etwas anderes. Es ist etwas Leises.

Es gibt da eine Frau, sie leidet seit Jahren unter Depressionen. Jeden Morgen, wenn sie aufsteht, spürt sie ein Gewicht, das man nicht wiegen kann, denn es ist unsichtbar. Jede wache Sekunde versucht sie, an etwas nicht zu denken, weil man es nicht denken kann. Sie lebt mit Knochenschmerzen und mit einem dichten Nebel, der sich über ihre Gedanken legt, und die meiste Zeit ist sie allein. Sie wartet. Darauf, dass sich etwas ändert, dass etwas geschieht, vielleicht sogar darauf, dass sie stirbt, aber sie bringt sich nicht um. Sie bleibt am Leben, wenngleich es ihr nichts mehr bedeutet. Hast du solche Depressionen? Weißt du überhaupt, wie schwer das ist, wenn man wirklich kämpfen muss? Gegen alles? Für nichts?

Für dich war heute Morgen doch alles in Ordnung. Du hattest dich angezogen, die Sonne schien, wir saßen beim Frühstück. Dein Gehirn muss etwas gedacht haben, es ist zu einem Ergebnis gekommen, und das hast du mir mitgeteilt: Aus. Du warst freundlich. Ich hatte sogar das Gefühl, es machte dir gute Laune, dieses »Aus«. Und dann? Wie ging es für dich weiter? Hat dich dein Scheißheraklit am Ende in dieses Bett gebracht? Wieso? Oder tobt jetzt doch ein Krieg in dir, und nur ich bekomme ihn nicht mit, weil mir der Einblick fehlt, weil ich ein bestimmtes Buch nicht gelesen oder falsch verstanden habe. Weil ich dich falsch verstanden habe? Weil ich nicht sachlich bin? Aber du bist doch derjenige, der jetzt nicht bei sich ist. Fast ohnmächtig. Nur noch da. Sag mir: Was ist man, wenn man nur noch da ist? Am Ende? Gelangweilt? Oder ist das hier etwa ironisch gemeint? Ein Notarzt wäre jetzt das Sachlichste, was dir pas-

sieren könnte. Er würde Blutdruck messen, deinen Magen auspumpen, eine Infusion setzen, und wenn du Pech hast, weist er dich ins nächste Landeskrankenhaus ein. Auf A folgt B folgt C. Hast du das nicht zu Ende gedacht? Oder wolltest du nur endlich auch mal wissen, wie das ist, wenn man sich fallenlässt? Mann, Ludwig. Du wolltest ihn immer vermeiden, den Moment der größtmöglichen Schwäche, und jetzt ist er da. Wenn du dich sehen könntest! Wie verletzlich du aussiehst, und wie schön. Deine Büchertürme bewachen dich. Draußen bellt ein Hund. Und du? Atmest.

Alles muss groß sein, weil wir klein sind, hast du gesagt, und dann haben wir deine Musik gehört. Deine Popmusik, über die du nicht müde wirst, große Worte zu verlieren. Die die Leute dann lesen und nicht verstehen, aber denken, wie schlaue doch ist. Aber die Erlösung ist keine Endlosschleife in einem Technolied. Hörst du nicht, was das im Grunde ist? Es sind gebrochene Akkorde.

Warst du jemals auf einem Rave, ich meine nicht in der VIP-Lounge, wo deine Freunde mit den richtigen Turnschuhen stehen. Ich meine ein Fest, bei dem man irgendwann morgens um vier merkt, dass man die ganze Zeit im Matsch getanzt hat. Dass man seit Stunden nicht mehr auf die Uhr geguckt hat. Dass man aussieht wie jemand, der vergessen hat, wie er aussieht. Ein Rave, bei dem man die Sonne aufgehen sieht – ohne Sonnenbrille. Du tanzst nicht. Du stehst daneben und verschränkst deine Arme, und ab und zu nickst du anerkennend mit dem Kopf. Nein, Musik muss kein Techno sein, das sage ich nicht, ich sage nur: Den gleichen Sonnenaufgang kann ein Orchester in dir anrichten

oder ein Mann, der auf der Straße singt. Aber das ist dir zu banal, zu kitschig, zu dumm. Du gehst auf Partys, weil man dich einlädt. Besuchst Konzerte, weil du eine Karte geschenkt bekommst. Gehst niemals irgendwohin, wo es nicht besonders ist. Lässt alles aus, worüber man hinterher nicht sprechen kann. An guten Tagen ist die Realität wie ein Kapitel aus einem Roman, den du schreibst. Du hast sie in der Hand: die Figuren, die Schauplätze, was die Leute sagen, was sie denken, und vor allem, was es zu bedeuten hat. Eine Katastrophe ist eine Frage der Dramaturgie, und ein Happy End ist was für Doofe. Abends sitzt du in Restaurants, verachtest die Leute, die sich mit dir unterhalten wollen, und schweigst – deine Klamotte ist das Statement, und wer das nicht kapiert, ist selbst schuld. Wo sind sie jetzt, deine schicken Schuhe, deine Hemden? Ist das hier etwa das Schlusskapitel? Ich dachte, du verachtest Dramen. Wolltest du nicht alle Theater in die Luft sprengen und die Schauspieler und Regisseure gleich mit? Es ist niemand hier, der mitspielt außer dir. Selbst deine Idole helfen dir jetzt nicht. Dein Foucault, dein Deleuze, dein Bernhard – die Büchertürme schweigen. Keiner schreibt, keiner denkt, nur dein Herz schlägt. Und ich bin ein undankbares Publikum. Kannst du mich überhaupt hören?

Dir wird schlecht, wenn du ein Liebeslied von den Stones hörst. Und wenn man dir von Leuten wie Brian Jones erzählt, von den Drogen, von ihrem *Rock and Roll Circus*, dann läufst du aufs Klo und kotzt. Du bist mit Absicht taub. Du lässt nicht viel rein, nur etwas raus. Aber für deinen Popdiskurs brauchst du mehr als ein Morsezeichen, du brauchst Mit-

wisser. Du brauchst Eingeschworene und Ausgegrenzte, natürlich muss das so sein, wo kämen wir auch hin, wenn alle mitmachen könnten, wir sind ja nicht bei den Hippies, die so weich sind, so milde und so widerlich nett. Aber dein Gerede über Pop gehorcht den gleichen Regeln wie das Geschwafel der Hippies oder das Getratsche auf dem Land. So wie im Dorf Bauer Tegtmeier und Schlachter Becker über das Auto vom Nachbarn oder die letzte Ernte reden, besprichst du mit deinen Auserwählten, was Tracy Emin gestern im Fischereihafen anhatte, und wer was wann in der Zeitung geschrieben hat. Die Leute hören dir dann zu, finden sich wieder in deinen Texten, auch wenn sie die vielen Fremdworte nicht verstehen, und alle fühlen sich zu Hause in den Filmen, in denen die Leute einsam sind: ratlos, sprachlos und immer umgeben von Krach und Stadt und Gestank.

Und genauso, wie sich in jeder Gruppe immer ein paar Leute für was Besseres halten, weil sie meinen, sie wären hellichtig oder besonders anständig, gibt es auch in deinem Zirkus eine Hackordnung. Du stehst oben. Auf die anderen siehst du herab. Sie sind das Fußvolk, das in Schallplattenfirmen arbeitet, bei Nachrichtenmagazinen, beim Fernsehen, im Marketing, irgendwo in den großen Ideen-Häckslern der Gegenwart. Sie halten den Laden am Laufen, aber sie sind nur Dienstleister, zu doof für eine Banklehre und zu faul für die Müllabfuhr, hast du gesagt. Die meisten können den Stift nicht halten, aber wollen was mit »Medien« machen. Sie haben die Neunziger um das Popkalb mit den tausend Mägen vertanz und dabei viel verdient, nichts bewegt, nur wiederholt. Du sagtest, sie wären das Medienprekariat mit Ra-

mones-T-Shirt, ohne Rentenversicherung – im Kern verhin-
derte Spießer. Warum? Was unterscheidet dich von ihnen?
Bist du kein spießiger Dienstleister, wenn du deine Texte an
eine Zeitung verkaufst? Bist du ein besserer Mensch als der
Promoter, der einen Waschzettel verfasst, nur weil in deinen
Texten etwas steht, was eine kleine, exklusive Gruppe so
sehr achtet? Oder siehst du dich insgeheim als Künstler?
Hast du deswegen deine Geschichten gefälscht? Aber nein,
du fälschst ja nicht. Du frisierst, das ist ein Unterschied. Oder
ist das Ganze nur eine Form von Protest? Gegen was denn?
Du nennst es »draufhauen«. Das merke eh keiner, und selbst
wenn, wäre es dir scheißegal, denn dafür gibt es Anwälte. Du
gehst in Deckung und bist ein Jahr später wieder da, in bes-
serer Stellung mit höherem Gehalt. Nun ist es aber rausge-
kommen. Und so ganz egal kann es dir nicht gewesen sein,
oder ich verstehe hier etwas nicht richtig.

Ich erinnere mich an eine Nacht im Herbst, als du mich
gefragt hast, ob ich für das ganz Große sterben würde. Ich
lief neben dir her, wir spazierten an der Elbe entlang, du wie
immer mit verschränkten Armen, ich wie immer schweigend
neben dir. Ich habe eine Antwort. Nein, das würde ich nicht.
Ich würde dafür leben.

Jung sterben. Was soll das überhaupt? Ist das die ganz gro-
ße Geste? Gott, was für eine Inszenierung. Das ist auch nicht
groß. Es ist eine Zeile aus einem Popsong, den schon Kurt
Cobain missbraucht hat: »It's better to burn out, than to fade
away«.

Künstler sterben nicht so wie Lieder klingen. Sie sterben

an Kleinigkeiten, an Missgeschicken, am Alter, vor dem dir so graut. Weißt du, warum früher so viele bei Verkehrsunfällen draufgingen? Nicht, weil sie waghalsig Auto fuhren so wie James Dean. Es ist eine Frage der Statistik. Wer dauernd tourt, ist öfter unterwegs, damit steigt die Wahrscheinlichkeit eines Verkehrsunfalls. Einfach. Nicht groß. Was ist überhaupt groß? Das ganz Kleine hinkriegen ist schon schwer genug. Das muss man erst mal schaffen! So wie Little Jimmy Scott, den sie momentan alle verehren, selbst Madonna. Mit fünfzehn war er berühmt, dann wurde er ein Leben lang von miesen Managern über den Tisch gezogen, er wurde vergessen, er verarmte, und jetzt haben sie ihn wiederentdeckt, aber eben auch nicht alle, nur Madonna und ein paar Jazzmagazine. Und was macht er? Krank und alt und schlechtbezahlt singt er noch immer in winzigen Clubs, die nur dann voll sind, wenn sich ein Promi über ihn äußert. Aber *wie* der singt! Man möchte meinen, er hat nie aufgehört zu leuchten. Wie kannst du mit deinen einunddreißig Jahren behaupten, »in Würde altern ist unmöglich«. Wie kannst du sagen, Alter sei Versagen?

Ich hätte dir gern einmal mein Archiv gezeigt. Ich habe so viel über Popstars und ihre Todesursachen gesammelt, und ich rede jetzt nicht von Elvis, Jimi Hendrix oder Bon Scott, ich meine alle, auch die in den Nischen, gerade die. Ich habe mir Filme und Bilder angesehen, ihre Lieder untersucht, ich wollte wissen: Kann man den Tod hören? Ist er ein unsichtbarer Ton, eine Farbe in der Stimme, so wie beim Blues? Etwas, das man nicht messen, nur fühlen kann? Lorca hat das *duende* genannt. Das *duende*, sagte er, ist etwas, das

nicht hier ist und nicht dort, es wohnt in den Nervenbahnen, ist eine Ahnung, eine Art Dämon. Wer das *duende* besaß, war mit schwarzem Wasser getauft.

Little Jimmy Scott sang schon immer so. Aber warum? Wie konnte ein Dreizehnjähriger klingen, als wäre er bereits hundert Mal gestorben? Alle, die ihn früher bei Atlantic hörten, dachten, da singt eine alte, traurige Frau, und heute ist er selbst ein Opa, seine Züge sind filigran, sein Kopf so klein, er ist krank, aber du würdest sagen, er ist ein Verlierer.

Einmal lag ich neben einem Jazzmusiker auf dem Teppich. Ich musste da liegen, denn der Mann konnte nicht mehr stehen und auch nicht mehr sitzen und nur sehr leise flüstern. Er war um die vierzig und in seinen Kreisen berühmt. Du kennst ihn nicht, er war nie cool. Der Teppich war graublau, und neben unseren Köpfen ragten die alten Beine eines dunklen Holztisches auf. Von draußen kam Straßenlärm, Sirenen in der Ferne, ständiges Brummen, New York. Wir sprachen über seine Musik. Ich fragte ihn, ob er sterben wollte. Warum?, fragte er. Warum nicht?, fragte ich zurück. Dann fing er an zu weinen.

Dein Leben ist eine Erfolgsgeschichte ohne Tränen. Oder nicht? Was weiß ich schon über dich? Ich weiß, dass du eine Schwester hast. Dass ihr im Stuttgarter Westen aufgewachsen seid, in einer Altbauwohnung mit vielen Büchern, die du alle bereits mit dreizehn gelesen hattest, mit Eltern, die sich nie stritten. Dass dein Vater in deinen Erzählungen nie vorkam. Ich weiß, dass du ihr erstes Kind warst. Schlau, aber allein. Dass du schon früh in deiner eigenen Welt lebstest. Dass deine Eltern heute stolz auf dich

sind, weil du so jung promoviert hast, und dass dich das nicht wundert, weil sie eben so bürgerlich sind, diese Leute, so schrecklich bürgerlich und aufgeräumt, so dass du immer genau wissen würdest, was dich Weihnachten erwartet. Was noch? Du sammelst alte Uhren, am liebsten hast du die Oyster Perpetual, oder war es die Daytona? Dein Lieblingsbuch ist »Vater und Söhne« von Turgenjew, dein Lieblingsfilm »Stalker«, aber du hast dauernd Szenen aus »Heat« und »Fight Club« zitiert. Nachts, wenn du nicht schlafen konntest, hast du die Fenster geputzt. Du hast immer im Wohnzimmer damit angefangen. Reicht das aus, um dich zu beschreiben? Nein. Kleiner müssten die Kleinigkeiten sein. Viel kleiner. Vom Hähnchen hast du immer zuerst die Haut gegessen und nie die Brust, die war dir zu langweilig. Und wenn du nervös bist, wackeln deine Finger. Bist du das? Bestehst du aus Hähnchenhaut und wackeligen Fingern?

Die ganze Zeit hast du immer und immer wieder versucht, mir zu erklären, wie ich das anstellen soll, das Gewinnen, das Starksein. Du hast gesagt, man darf nicht einknicken, man soll sich keine Blöße geben. Und jetzt liegst du vor mir, nur die Decke verhüllt deinen Körper. Wenn du die Augen öffnen würdest, könntest du mich sehen. Aber ich weiß ja noch nicht einmal, ob du mir zuhörst.

Vielleicht hattest du recht, als du sagtest, ich sei von Anfang an eine tragische Figur gewesen. Jemand, der zum Großen nicht taugt, der immer nur in der zweiten Reihe sitzen wird. Meine Großeltern waren Bauern, das habe ich dir auch nie erzählt. Kein Urlaub. Keine Etagenheizung. Ein Zylinderhut, ein goldenes Armband, ein leerer Ziegenstall. Bei

uns gab es die *Bild*, nicht den *Spiegel*. Mein Opa war der Einzige im Dorf, der auf die Oberschule hätte gehen können. Aber erst war Krieg, und dann war es zu spät. Er ist Hufschmied geworden, dann Zimmerer. Wenn ich später in Länder gefahren bin, die er nur aus Büchern kannte, hat er in der Stube gesessen mit seinem Globus und hat geschaut, wo ich war, und konnte nicht ahnen, dass ich auch von dort immer nur weg wollte. Weißt du, wie das ist? Wenn man mit den schicken Leuten in New York in den Szenerestaurants sitzt und da ist, aber auch von dort wieder weg will, weil man da genauso wenig hingehört wie in einen Vorlesungssaal mit lauter bekümmerten Studenten oder in einen Londoner Privatclub oder auf laute Rockkonzerte, wo man vielleicht sein will, aber wieder wegmuss, ins Krankenhaus, weil Oma da liegt, oder in die Irrenanstalt, weil Mama dort ist, und dann ins Dorf, weil Opa wartet und weint und nicht weiter weiß. Und dann muss man arbeiten, aber Mama wird entlassen, und man fährt wieder in ein Krankenhaus und kümmert sich, und es geht eine Weile gut, und dann klingelt das Telefon, mitten in einer Konferenz, und man lässt wieder alles stehen und liegen, weil sie schon wieder einen Zusammenbruch hatte, und zum ich-weiß-nicht-wievielten Mal fährt man dann dahin, dieses Mal in ein anderes Landeskrankenhaus, und man raucht zu viel und fährt zu schnell, und dann redet man mit den Ärzten und sitzt an einem Bett, und immer sind es Schlaufen, diese schießgrauen Schlaufen in dem dunklen Mittelgrau, mit denen sie Patienten fixieren. Jedes Mal, wenn du mir gesagt hast, wie gut mir diese Farbe steht, musste ich an sie denken.

Bevor ich hierherzog, bin ich durch die Welt geirrt wie ein verloren gegangenes Paket. Du fandest das amüsant. Ihr habt gedacht, ihr holt euch irgendeine Exotin. Eine Frau, die seltsamerweise gerade in Südafrika ist, in einem Land, das du nur aus Erzählungen deiner Modeassistentinnen kennst, weil sie da mal wen geshootet haben. Du hast angenommen, ich würde da sein, weil es so schön warm ist. Möglicherweise hast du auch gar nichts gedacht außer: »Cool. Die kommt nicht von hier.« Damals war ich zu Besuch dort, aber 1995 war ich dorthin ausgewandert, weil ich weg wollte, so weit weg, wie es irgendwie ging. Je größer die Welt, umso leichter kann man sich in ihr verstecken, dachte ich. Ich wollte an den Tellerrand eines Kontinentes, wo mich vielleicht Anrufe erreichen würden, aber keine Besuche. Und dann kamen sie alle. Die Golf spielen wollten. Wein trinken. Abfeiern. Die deutschen Bekannten. Und als die mir zu nahe kamen, habe ich mich in die Nächte geworfen, in die Partys und das Durcheinander. Aber wie vielen Deutschen, die da lebten, machte mir die Fremdheit immer mehr aus. Ich brauchte das Land, aber das Land brauchte mich nicht. Und genauso wenig, wie man ein anderer Mensch wird, nur weil man Prada trägt und nicht mehr Deichmann, so wird man im Ausland auch kein Dableiber, wenn man vorher ein Wegläufer war. Es waren nie die Orte, die mich nicht wollten. Nie die Leute, die mich ablehnten. Ich konnte mich nicht haben, ich suchte eine Antwort, die es nicht gibt. Deswegen habe ich dir nie von mir erzählt. Du hasst Geschichten, die keinen Sinn ergeben.

Du schreibst, wenn du nicht fernsiehst. Du schreibst so-

gar Bücher, und wenn du das nicht tust, bist du im Büro, und wenn du nicht im Büro bist, fährst du auf ein Event oder kaufst Uhren, und immer kennst du irgendwen, der da ist, der auf dich wartet, weil du eine Position hast, einen Namen. Nie würdest du etwas Ungeplantes tun. Wie kann es also sein, dass du heute Nacht so ein Risiko eingehst und in das unbekannteste Land der Welt auswandern willst. Ohne Vorbereitung, einfach so?

Ich war eine Weile fast süchtig danach: Risiken eingehen, einfach drauflosfahren und sehen, was passiert. Ich buchte einen Flug in ein Land, das ich nicht kannte. Ich ignorierte Leute, die mir was darüber erzählen wollten, und las keine Reiseführer. Wenn man die Angst zu Hause lässt, kann man das machen. Ansonsten kommt sie mit. Die Angst, dass man verloren geht, dass was kaputtgeht, dass es regnet, man sich den Magen verdirbt, die Elefanten zu klein und die Spinnen zu groß ausfallen. Solche Leute müssen vorher planen und Versicherungen abschließen, und die kriegen dann den reparierten Mietwagen, nicht die billige Krücke mit dem angeklebten Auspuff. Sie fahren nicht mit wildfremden Leuten im Cabrio mit, schlafen nicht bei bekifften Kulissenbauern auf dem Sofa ein, kaufen keine Drogen von schwarzen Typen, die auf dem Parkplatz herumlungern, und sie springen auch nicht ins Meer, weil es aussieht wie auf einer Postkarte, so wie ich. Ich sah diesen Strand, er war weiß wie in der Werbung. Menschenleer. Ich parkte mein Auto und stieg aus. Am Horizont sah ich Punkte, Delphine vielleicht. Ohne nachzudenken, zog ich mich aus, lief los, sprang ins Meer, doch dann drückte mich etwas nach unten, ich kam nicht

mehr hoch, schwamm dagegen an, wurde sofort wieder vom Wasser hinuntergezogen. Ich wollte atmen, sah winzige Flecken Himmelblau, aber ich bekam keine Luft. Plötzlich, einfach so. Ich trat und ruderte mit den Armen, ich war aber nie länger als Sekundenbruchteile oben, und immer kam Wasser von überallher, in meinen Mund, in die Nase. Als wollte mich das Meer nicht hergeben, wurde ich umhergewirbelt, noch nicht mal schnell, das alles geschah mit einer seelenruhigen Konzentration, als hätte die See alle Zeit der Welt, und ich wusste bald nicht mehr, wo oben und unten war, ich schluckte Salzwasser, und es war zum Totlachen, dachte ich, *das* ist Ertrinken? Ich wollte lachen, aber mir fehlte die Luft. Wenn mich jetzt einer sieht, wie ich mich anstelle, aber nein, mich sieht ja keiner, ich bin hier unter Wasser und ertrinke, dachte ich und wollte wieder lachen, doch schon wurde ich wieder nach unten gedrückt. Dann tat es weh. Im Hals, in den Beinen, in der Brust. Ich dachte: Warum bin ich in dieses Scheißmeer gesprungen, warum bin ich überhaupt hierhergefahren, warum kann ich nicht Ferien machen wie die anderen, als Pärchen oder in einer Gruppe? Warum bin ich so ein Idiot, selbst schuld, vor allen Dingen selbst schuld, und in der gleichen Sekunde begriff mein Gehirn, dass es völlig sinnlos war, überhaupt etwas zu denken. Ich hörte mich rufen: »Hilfe«. Ich versuchte zu winken. Zwei Figuren blieben am Strand stehen und gingen weiter. Ich schluckte Wasser, wurde nach unten geschleudert, und dann kam ein Gedanke, er bestand aus zwei Worten: »nicht aufgeben«. Sie wiederholten sich immer und immer wieder in meinem Kopf. »Nicht aufgeben«, »nicht aufgeben« und

»nicht aufgeben«. Ich stemmte mich mit ausgebreiteten Armen gegen das Wasser, wenn es mich hinaus- und hinunterziehen wollte, und schob mich die Flut nach vorne, machte ich mich so schmal und lang wie möglich. Irgendwann spürte ich Sand unter meinen Füßen, dann wieder nicht, es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis ich ihn fassen konnte, und ich weiß noch, wie erstaunt ich war, denn der Strand war keine zehn Meter von mir weg.

Du würdest sagen: Wie lächerlich. Vielleicht würdest du dich auch aufregen und schimpfen, und was das für eine Geschichte sei, was man daraus lernen sollte, für so eine Blödeheit müsste man sich schämen. Aber du kannst dich nicht aufregen, weil du da liegst und zuhören musst.

Ich schob mich an Land, kotzte Salzwasser, fiel in den heißen Sand, lag auf dem Rücken und atmete. Später habe ich mich gewundert. So etwas wie Überlebenswillen und Kampfgeist kannte ich nur aus Büchern. Aber es ist wirklich so, wie sie sagen. Man *will* weiterleben. Etwas in einem *will* das, es überbrückt alle Synapsen, schließt das Bewusstsein kurz und brüllt: Nicht aufgeben. Bist du jetzt auch an diesem Punkt? Kämpfst du? Oder schläfst du nur?

Deine Wimpern zittern. Ich könnte deine Stirn küssen. Wir könnten »Lethal Weapon« gucken, uns fehlt noch der vierte Teil. Ich glaube, du hast auch noch Fanta und Hähnchen im Kühlschrank.

Ich weiß noch, dass ich damals ins Auto stieg, um zurückzufahren, und im Radio lief gerade, als ich den Motor anließ, das Gitarrensolo von »Purple Rain«. An was für einen Quatsch man sich erinnert.

Es gibt da einen Spruch auf Setswana, der geht so: *Moi-polai ga a lleme*, und er bedeutet: Man weint nicht um den, der sich schadet. Ich habe etwas gebraucht, um zu kapieren, wie die das meinen. Einmal erzählte ein Bekannter beiläufig, sein Cousin wäre in Johannesburg erschossen worden. Er hatte bei einem Überfall in Downtown sein Auto nicht herausrücken wollen. Keiner regte sich auf. So etwas passierte eben dauernd. Damals dachte ich, die anderen hatten mir etwas voraus. Sie waren da aufgewachsen und hatten sich an den grotesken Widerspruch gewöhnt, in dem sich die gewaltige Schönheit zum willkürlichen Chaos befand, als läge über ihren Ohren und Augen Schorf, den man brauchte, wollte man nicht an jeder Ecke das Weinen anfangen. Wochen später wurden Eisdielen in die Luft gejagt, und auf der Promenade in Camps Bay fuhren Panzer. Was taten wir? Lagen am Strand und haben gekiff. Ich saß eine Nacht im Frauenknast. Na und? Wir hatten eine letzte Party geplant, und alle sagten: Jetzt erst recht, einmal noch feiern, das ist deine Abschiedsparty, Anna. Wir hatten den kleinen Dancefloor am Rand des großen, die meisten tanzten bis in den frühen Morgen. Gegen acht Uhr morgens hörten wir Schreie. Ich lief hin. Ein Bekannter lag im Baggersee. Er hatte zu viel Keta-min drin, oder was weiß ich, jedenfalls muss er gedacht haben, der See wäre tiefer, und war hineingesprungen. Sie zogen ihn raus. Keiner konnte Erste Hilfe, ein paar knieten neben ihm, er lag da wie tot, aber er lebte. Dann kam der Notarztwagen. Ein paar Partygäste machten kehrt und gingen zurück zum DJ. Als der Krankenwagen wegfuhr, tanzten sie wieder. Und wir? Ich war wie ausgeschaltet. Die an-

deren feierten weiter, dann war die Party vorbei. Wie mechanisch half ich beim Zusammenpacken. Die Jungs legten Lines, drehten Joints, rauchten noch einen zur Beruhigung, bevor sie sich ans Steuer setzten und losfuhren, so bedröhnt sie eben waren. Dumme Sache das, hieß es hinterher.

Oder um es mit deinen Worten zu sagen: »Es ist alles eine Frage der Konsequenzen. Man muss sie kennen. Wer das nicht tut, ist ein Idiot.« Aber du, du bist doch kein Idiot, Ludwig. Vielleicht hat dein Gehirn eine Sekunde lang nicht funktioniert. Gab es etwa einen Kurzschluss? Dieses Wort wird so oft benutzt. Kurzschlussreaktion. Als besäße ein Mensch Sicherungen, die rausknallen können. Als wären wir Maschinen!

Nie wolltest du Drogengeschichten hören, dabei hast du selbst Erfahrung damit. Tina und Julius haben dir Haschkekse untergejubelt, und als ich dir davon erzählte, bist du ausgerastet. Du hast geschrien, was ich dir wieder antun würde mit *meinen* Drogengeschichten. Drogengeschichten! Das waren Haschkekse, ich bitte dich, Haschisch! Aber du warst außer dir. Wie ich dazu käme, mir von dieser Fotze was vorlügen zu lassen. Der Freundin deines besten Freundes, die sich dir an den Hals geworfen hat, als sie bereits mit Julius zusammen war. Wieso hat dich das mit den Haschkekse damals so aus der Fassung gebracht? Warum hast du nicht darüber gelacht? Weil *ich* es gesagt habe, oder weil du den Gedanken nicht ertragen konntest, dass du darauf reingefallen bist? Und jetzt hat Tina Julius alles gebeichtet. Sie hat deinem besten Freund erzählt, dass sie mit dir im Bett war. Und Julius hat seine Konsequenzen gezogen. Liegst du seinet-

wegen hier? Hast du dich am Ende in ihm getäuscht? Du hast immer gesagt, man muss die Menschen kennen. Man soll sie durchschauen. Man muss wissen, was sie wollen. Hast du ausgerechnet bei Julius, den du doch so gut kennst, etwas Wesentliches übersehen? *Deine* Freunde. Deine Freunde sind Wichtiguer, die denken, sie wären Partypeople, weil sie mal im Tresor auf dem Klo gekokst haben, aber in Wahrheit fehlt ihnen zum Feiern jeder Anstand. Nur darum ging es dir damals gar nicht. Du konntest den Gedanken nicht ertragen, dass dich eine Frau wie Tina aufs Kreuz gelegt hat. Nein, stimmt nicht. Du wolltest nicht wahrhaben, dass dir dein bester Freund Julius einen so üblen Streich spielen konnte. Das hat dich so verletzt, und das tut es noch immer.

Du hast nie Alkohol getrunken. Ich dachte immer, du bist abstinent, weil du deine grauen Zellen so liebst, weil du nicht willst, dass sie möglicherweise Schaden davontragen. Aber vielleicht hattest du Angst, jemand könnte dir die Fernbedienung aus der Hand nehmen. Bei Junkies ist es genau andersherum. Sie hassen ihr Gehirn und werfen die Fernbedienung so weit weg, wie sie nur können. Deswegen kann man einen Abhängigen auch nicht retten. Nicht mit Worten, nicht mit Taten. Man muss zusehen, wie sie sich umbringen, unbeirrbar und beharrlich. Also wie kann es sein, dass du jetzt genau so daliegst wie Alex? Wie viele Tabletten hast du genommen? Überhaupt: Tabletten! Das passt nicht zu dir, Ludwig.

Von Alex hätte ich dir erzählen können. Er war Kulissenbauer und lebte in Kapstadt. Er war ein Künstler. Auch nach Feierabend baute er aus Resten immer irgendwas, Lampen,

Bilder, Möbel, Klamotten. Seine Wohnung war ein buntes, glitzerndes Kunstwerk, eine Installation zum Drinwohnen aus Pappmache, Holz, Metall und bunten Lichtern. Ständig kam Besuch, dauernd wurde gekiff, irgendwer legte Platten auf, meistens Elektro, und überall hingen Lampen aus Draht und goldenen Stoffen. Jede Wand hatte eine andere Farbe, aber einmal hing im Wohnzimmer ein neues Bild. Es war so breit wie das Sofa, ausgesprochen imposant. Es bestand aus über hundert handbreiten Stückchen Alufolie, auf denen schwarze Striche verliefen, wie die Kriechspuren von Schnecken. Manche überkreuzten sich, andere endeten in einem dicken Punkt. Diese Schlieren entstehen, wenn man Heroin raucht, »den Drachen«, so nennen sie dort das Zeug. Ich fragte Alex, was das solle. Er meinte stolz, dieses Bild wäre das ultimative Kunstwerk; ein Teil von ihm, work in progress. Er sagte: »Nichts tut mehr weh, Anna. Es gibt keinen Schmerz, keine Furcht, keinen Kummer, es ist alles so in Ordnung, wie es ist. Man lebt, aber mit allen Vorzügen des Todes.« Alex brachte sich mit dem Tempo von tausend Schnecken um, und keiner tat was dagegen. Klar. *Moipolai ga a llewe*. Und wenn ich mich heute an damals erinnere, an uns DJs vom Kap, dann denke ich nicht an die Sonne, die hinter unseren Lagerfeuern unterging, nicht an die Wiesen, das Meer oder an den warmen Wind, der uns ins Gesicht wehte, oder an die Bufo-Musik von Space Teddy. Ich denke an das Bild mit den Schneckenspureschlieren.

»Der Rausch hat mich nie interessiert«, hast du gesagt. Nicht mal bei Kopfschmerzen hast du Tabletten genommen. Schmerzen wolltest du lieber ertragen, denn sie haben dir

gezeigt, du bist am Leben. Anscheinend hast du nie schlimmes Zahnweh gehabt. Oder doch? Du wolltest alles im Griff behalten. Wie anstrengend das war, habe ich miterlebt. Manchmal glaubte ich sogar, ich könnte es hören. Das Klicken und Einrasten deiner Gedankenscharniere. Als gäbe es Weichen in deinem Kopf, und lückenlose Argumentationsketten donnerten auf Gleisen geradeaus. Immer hast du vorab ausgerechnet, was dein Gegenüber sagen würde. Vielleicht hast du dich deswegen für mich interessiert. Ich habe nie viel geredet.

Es lief doch gut. Jeden Morgen bist du vor sieben aufgestanden und hast dich angezogen. Vor allen anderen hattest du die Tageszeitungen bereits durch, die Konferenzen im Geiste komponiert. Verfielen alle in Hektik, wurdest du eisklar und kühl. War jemand laut, hast du gelassen gebeten: »Bitte!« Das nahm jedem den Wind aus den Segeln. Ich fand das faszinierend, und gleichzeitig hat es mir Angst gemacht. Ich habe wohl eine Schwäche für Typen, die über den Dingen stehen. Ich kannte schon einmal so einen. Du hättest ihn keines Blickes gewürdigt, er wäre dir kurios vorgekommen, vielleicht hättest du ihn auch widerlich gefunden. Er hieß Hugo und war eigentlich Industriekaufmann, aber damals arbeitete er als Seminarleiter für einen Guru aus Hessen. Du regst dich ja gar nicht? Ist alles okay? Eigentlich müsstest du jetzt wenigstens die Augen aufschlagen. Aber du atmest. Das ist auch immer ganz wichtig bei den Esofritzen. Das Atmen.

Was mich am meisten an Hugo beeindruckte, war die Bestimmtheit, mit der er auftrat. *Was* er sagte und *wie* er es sagte. Genauso wie bei dir. Hugo begrüßte mich auf einer Par-

ty, indem er mir tief und lange in die Augen sah und dann diagnostizierte: »Dir geht es sehr schlecht.« Vielleicht erwischte er mich in einem schwachen Moment, jedenfalls traf mich dieser Satz. Mein Herz schlug plötzlich schneller, und ich wusste, er hatte recht. Natürlich ging es mir nicht gut. Wie auch? Ich hatte Stress wegen Mama, schwänzte dauernd die Uni, ich rauchte zu viel und warf mich jedem Typen an den Hals. Verunsichert fragte ich Hugo, woher er das zu wissen glaube. Er tat geheimniskrämerisch, aber irgendwann fand ich heraus: Er sah die Menschen, wie sie waren, mit zerfranster, kackfarbener Aura. Ich sah bloß Menschen. Du hast auch immer etwas anderes gesehen als ich. Verwehrte Gesichtsausdrücke, schlimme Frisuren, auberginenförmige Hintern, vernachlässigte Oberarme und tragische Plautzen. Ein Schal war kein Schal, sondern ein Malheur in Wollweiß. Ungeputzte Schuhe waren ein Ausweis des Versagens. Eine billige Uhr ging gar nicht.

Hugo konnte mir erklären, warum ich nicht glücklich war. Ich hing wie alle Menschen an meiner Scheiße. »Scheiße« konnte alles Mögliche bedeuten: Nikotinsucht. Fettleibigkeit. Faulheit. Neurodermitis. Krebs. In meinem Fall war es Zorn. Wäre er ein Weichei gewesen, ich hätte ihm vielleicht gar nicht zugehört. Aber er war so praktisch, so pragmatisch. Er sprach wie ein Klempner von der Seele. Er redete nicht von Erlösung, sondern von »mehr Lebenszufriedenheit«. Er benutzte Sätze wie: »Man muss schon den Schein ausfüllen, wenn man im Lotto gewinnen will.« Du hast mir nie vorgeschrieben, was ich tun soll, aber du hast mich darauf hingewiesen, was alles nicht mit mir stimmte.